

HANSER



Primo Levi

Ist das ein Mensch? - Die Atempause

Übersetzt von Barbara Picht, von Robert Picht, von Heinz Riedt

ISBN: 978-3-446-23744-5

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23744-5>

sowie im Buchhandel.

Jetzt ist es genug damit, jetzt ist Schluß. Dies ist der letzte Akt: Der Winter hat begonnen und mit ihm unser letzter Kampf. Und kein Zweifel kann mehr bestehen, daß es der letzte ist. In welchem Augenblick des Tages auch immer es uns geschieht, daß wir auf die Stimme unserer Körper horten, daß wir unsre Glieder befragen, die Antwort lautet stets: Die Kräfte werden nicht ausreichen. Rings um uns spricht alles von Auflösung und Ende. Die Hälfte des Baus 939 ist ein Wust von verbogenen Eisenschienen und Schutt; aus den riesigen Rohrleitungen, in denen einst der heiße Dampf fauchte, hängen jetzt bis zum Erdboden unförmige blaue Eiszapfen, dick wie Säulen. Buna ist nun still, und steht der Wind günstig und hört man genau hin, vernimmt man ein anhaltendes, dumpfes, unterirdisches Grollen, die Front, die näher rückt. Dreihundert Gefangene aus dem Ghetto von Lodz, die die Deutschen vor dem russischen Vormarsch abtransportiert haben, sind im Lager eingetroffen: Sie trugen bis zu uns die Kunde vom legendären Kampf im Ghetto von Warschau, und sie berichteten uns, auf welche Weise die Deutschen schon vor einem Jahr das Lager von Lublin liquidierten: vier Maschinengewehre an die Ecken und die Barak-

ken in Brand gesteckt; die zivilisierte Welt wird nie davon erfahren. Wann sind wir an der Reihe?

Heute früh hat der Kapo wie üblich die Arbeitsgruppen eingeteilt. Die zehn vom Chlormagnesium zum Chlormagnesium: Sie ziehen schlurfend los, so langsam wie nur irgend möglich, denn das Chlormagnesium ist härteste Arbeit; den ganzen Tag steht man bis zu den Knöcheln im salzigen, eisigen Wasser, das Schuhe, Kleidung und Haut zerfrißt. Der Kapo packt einen Ziegelstein und schleudert ihn mitten in den Haufen hinein: Die Leute weichen tolpatschig aus, aber sie gehen darum nicht schneller. Das ist schon fast eine Gewohnheit, die sich jeden Morgen wiederholt und nicht immer beim Kapo eine böse Absicht voraussetzt.

Die vier vom *Scheißhaus* zur Arbeit antreten: Und die vier, die eine neue Latrine bauen müssen, ziehen los. Wir haben nämlich durch die Transporte aus Lodz und Siebenbürgen den Effektivbestand von fünfzig *Häftlingen* überschritten; daraufhin ermächtigte uns der mysteriöse deutsche Bürokrat, der dies alles entscheidet, zum Bau eines »zweiplatzigen *Kommandoscheißhauses*«, eines Aborts mit zwei Plätzen, der für unser Kommando reserviert ist. Wir sind nicht unempfindlich für diese Auszeichnung, die aus unserem Kommando eines der wenigen macht, denen man mit Stolz angehören kann; allerdings entfällt somit natürlich der einfachste Vorwand, sich von der Arbeit zu entfernen und mit Zivilisten irgendwelche Kombinationen auszutüfteln. »*Noblesse oblige*«, meint Henri, der noch andere Eisen im Feuer hat.

Die zwölf von den Ziegeln. Die fünf vom Meister Dahm. Die zwei von den Zisternen. Wie viele fehlen? Drei: Homolka ist heute früh in den KB gekommen, der Schlosser ist gestern gestorben, François wurde wer weiß warum und wer weiß wohin versetzt. Die Rechnung geht auf; der Kapo notiert und ist befriedigt. Jetzt sind nur noch wir achtzehn vom Phenyl-

beta da, wenn man von den Prominenten des Kommandos absieht. Und jetzt geschieht das Unerwartete.

Der Kapo sagt: »Doktor Pannwitz hat dem *Arbeitsdienst* mitgeteilt, daß drei *Häftlinge* fürs Labor ausgesucht wurden: 169 599 Brackier, 175 633 Kandel, 174 517 Levi.« Einen Augenblick lang sausen mir die Ohren, und Buna dreht sich vor meinen Augen. Wir sind drei Levi im Kommando 98, aber *hundertvierundsiebzigfünfhundertsiebzehn* bin ich, da kann es keinen Zweifel geben. Ich bin einer der drei Erwählten.

Mit einer mißgünstigen Lache taxiert uns der Kapo von Kopf bis Fuß. Ein Belgier, ein Rumäne und ein Italiener: das sind also drei *Franzosen*. Ist denn so etwas möglich, daß ausgerechnet drei *Franzosen* die Erwählten fürs Labor-Paradies sind?

Viele Kameraden gratulieren. Allen voran Alberto, mit ehrlicher Freude, ohne den mindesten Anflug von Neid. Alberto hat nichts zu kritteln an dem Glück, das mir zuteil wurde, er ist sogar sehr zufrieden damit, sei es aus Freundschaft, sei es, weil auch er seinen Nutzen davon haben wird; denn wir zwei sind nunmehr durch einen festen Freundschaftspakt verbunden, wonach jedes »organisierte« Stück in zwei peinlich genaue Hälften geteilt wird. Er hat auch keinen Grund, mich zu beneiden, denn er hatte weder gehofft noch gewünscht, ins Laboratorium zu kommen. Das Blut, das in Albertos Adern rinnt, ist zu frei, als daß mein ungebändigter Freund daran denken könnte, sich in ein System zu schicken; sein natürlicher Instinkt führt ihn anderswohin, zu anderen Lösungen, dem Unerwarteten, Improvisierten, Neuen entgegen. Einer guten, festen Stellung zieht Alberto ohne zu zögern die Ungewißheiten und Kämpfe des »freien Berufs« vor.

In der Tasche habe ich einen Zettel des *Arbeitsdienstes*, der besagt, daß der *Häftling* 174 517 als Facharbeiter Anspruch

auf ein neues Hemd und neue Unterhosen hat und jeden Mittwoch rasiert werden muß.

Das zerschlagene Buna liegt unter dem ersten Schnee, regungslos und steif, wie ein riesiger Leichnam. Täglich heulen die Sirenen *Fliegeralarm*; die Russen stehen achtzig Kilometer entfernt. Die Elektrozentrale steht still, die Methanol-Destilliersäulen existieren nicht mehr, drei der vier Gasometer des Acetylens sind in die Luft geflogen. In unser Lager strömen Tag für Tag die aus sämtlichen Lagern Ostpolens »evakuierten« Häftlinge; die wenigsten kommen zur Arbeit, die meisten wandern direkt weiter nach Birkenau und durch den Kamin. Schon wieder ist die Ration verringert worden. Der KB quillt über; die *E-Häftlinge* haben Scharlach, Diphtherie und Flecktyphus ins Lager gebracht.

Aber der *Häftling* 174 517 ist zum Facharbeiter befördert worden und hat Anspruch auf ein neues Hemd und neue Unterhosen und muß jeden Mittwoch rasiert werden. Keiner kann sich rühmen, die Deutschen zu begreifen.

Schüchtern, mißtrauisch und benommen sind wir ins Labor getreten, wie drei wilde Tiere, die sich in eine große Stadt wagen. Wie glatt und sauber der Fußboden ist! Ein Laboratorium, das überraschenderweise so aussieht wie jedes andere. Drei lange Arbeitstische und auf ihnen Hunderte von vertrauten Dingen. In einer Ecke die Gläser zum Abtropfen, die analytische Waage, ein Heraeus-Ofen, ein Höppler-Thermostat. Der Geruch, dieser leicht aromatische Geruch in den Labors organischer Chemie, trifft mich wie ein Schlag. Für einen Augenblick durchzuckt mich die Erinnerung an den halbdunklen Universitätssaal, an mein viertes Studienjahr, an die milde Maienluft in Italien.

Herr Stawinoga weist uns die Arbeitsplätze zu. Stawinoga ist ein noch junger Deutschpöle mit energischem und zugleich traurigem und müdem Gesicht. Auch er ist ein Dok-

tor: nicht der Chemie, sondern (*»ne pas chercher à comprendre«* [»nicht versuchen, zu verstehen«]) der Sprachwissenschaft; aber er ist Chef des Laboratoriums. Mit uns redet er nicht gern, doch er scheint nicht unleidlich zu sein. Er nennt uns »Monsieur«, das ist ebenso lächerlich wie verwirrend.

Die Temperatur im Labor ist wundervoll; das Thermometer zeigt 24 Grad. Und wenn wir auch die Gläser waschen müssen, denken wir, oder den Fußboden kehren oder die Wasserstoffflaschen transportieren oder irgendeinen andern Dienst verrichten, Hauptsache, wir können hier drinnen bleiben, und das Problem des Winters ist für uns gelöst. Und eine zweite Überlegung sagt uns, daß auch das Problem des Hungers nicht schwer zu lösen sein dürfte. Ob sie uns wirklich jeden Tag beim Fortgehen durchsuchen werden? Und selbst wenn, ob sie es auch jedesmal tun, wenn wir darum bitten, zur Latrine gehen zu dürfen? Bestimmt nicht. Und hier gibt es Seife, Benzin, Alkohol. Ich werde mir eine Geheimtasche innen in die Jacke nähen und mich mit dem Engländer zusammentun, der in der Werkstatt arbeitet und mit Benzin handelt. Wir werden schon sehen, wie streng die Überwachung sein wird. Immerhin bin ich jetzt ein Jahr im Lager, und ich weiß: Wenn einer stehlen will und es ernstlich darauf anlegt, dann kann ihn keine Überwachung und keine Durchsuchung daran hindern.

Willkürlich unterbrach er das Spiel in einem fort mit gebieterischen Pfiffen und einer sadistischen Vorliebe für jene Augenblicke, in denen ein Tor umkämpft wurde; nahmen die Spieler keine Notiz von ihm (und sie taten es bald nicht mehr, da die Unterbrechungen allzuhäufig wurden), stieg er mit seinen langen gestiefelten Beinen über die Vorderwand der Loge, stürzte sich pfeifend wie ein Zug ins Getümmel und fuchtelte so lange herum, bis er sich des Balls bemächtigt hatte. Manchmal nahm er ihn und drehte ihn mißtrauisch nach allen Seiten, als habe er einen Blindgänger vor sich; ein andermal befahl er mit herrischen Gesten, ihn an einem bestimmten Punkt des Spielfelds auf den Boden zu legen. Mit unzufriedener Miene trat er dann herzu, verschob ihn um einige Zentimeter, umschritt ihn lange nachdenklich und gab schließlich, wie von irgend etwas überzeugt, das Zeichen zur Fortsetzung des Spiels. Wenn es ihm aber gelang, den Ball vor die Füße zu bekommen, ließ er alle beiseite treten und schoß ihn mit aller Kraft ins Tor: Strahlend drehte er sich daraufhin zum Publikum, das vor Wut raste, und grüßte es ausgiebig mit über den Kopf gereckten Händen wie ein siegreicher Boxer. Übrigens war er absolut unparteilich.

Unter diesen Umständen zog sich das Spiel, das die Polen verdienstermaßen gewannen, länger als zwei Stunden bis gegen sechs Uhr abends hin, und wäre es nur nach dem Haupt-

mann gegangen, hätte es wahrscheinlich noch bis in die Nacht hinein gedauert. Er achtete nicht im geringsten auf die Spielzeit, benahm sich auf dem Feld wie ein Herrscher von Gottes Gnaden, und diese seine mißverstandene Spielleiterfunktion bereitete ihm offensichtlich ungeheures und nicht enden wollendes Vergnügen. Kurz vor Sonnenuntergang aber verdunkelte sich mit einemmal der Himmel, und bei den ersten Tropfen wurde abgepiffen.

Der Regen wurde rasch zu einer Sintflut: Bogucice war weit, auf dem Weg dorthin gab es nichts, um sich unterzustellen, und so kehrten wir völlig durchnäßt in unsere Baracken zurück. Am nächsten Tag war ich krank, und lange wußte niemand so recht, worin die Krankheit eigentlich bestand.

Ich konnte nicht mehr frei atmen; in meinen Atemwegen saß irgend etwas und strahlte einen unerträglichen Schmerz, ein tiefliegendes Stechen aus, das seinen Ausgang oberhalb des Magens, aber hinten am Rückgrat nahm; es hinderte mich, voll einzuatmen. Es hinderte mich mehr und mehr, von Tag zu Tag und von Stunde zu Stunde; die Luftmenge, die ich aufnehmen konnte, wurde langsam und stetig geringer, was mich ängstigte. Am dritten Tag war ich zu keiner Bewegung mehr fähig; am vierten Tag lag ich in meinem Bett auf dem Rücken, regungslos, kurzatmig und japsend wie ein Hund, der unter der Hitze leidet.

DIE TRÄUMER

Leonardo versuchte es vor mir zu verbergen, aber ich merkte, daß er sich meine Krankheit nicht erklären konnte und ernsthaft um meinen Zustand besorgt war. Er konnte schwer etwas Genaues feststellen, da seine gesamte Arztausrüstung

in einem Stethoskop bestand; von den Russen eine Verlegung in das Städtische Krankenhaus von Kattowitz zu erbitten war, abgesehen davon, daß es schwierig gewesen wäre, auch wenig ratsam; und von Doktor Dancenko war keine große Hilfe zu erwarten.

So blieb ich mehrere Tage regungslos liegen und trank nur einige Schlucke Brühe, denn bei jeder Bewegung und jedem festen Bissen, den ich hinunterzuschlucken versuchte, erwachte der Schmerz mit erneuter Heftigkeit und benahm mir den Atem. Nach einer Woche quälender Unbeweglichkeit gelang es Leonardo durch wiederholtes Abklopfen von Brust und Rücken eine Diagnose zu stellen: Es mußte sich um eine trockene Brustfellentzündung handeln, die sich heimtückisch zwischen beiden Lungen eingenistet und das Zwerchfell sowie das Mediastinum in Mitleidenschaft gezogen hatte.

Leonardo entwickelte daraufhin eine Initiative, wie man es normalerweise von keinem Arzt erwarten würde. Er wurde, von Cesare nach Kräften unterstützt, zum Schwarzhändler und Medikamentenschmuggler, lief auf der Jagd nach Sulfonamiden und intravenös anzuwendendem Kalk von einer Adresse zur anderen viele Kilometer zu Fuß durch die Stadt. Mit Medikamenten hatte er nicht viel Erfolg, da Sulfonamide äußerst knapp und nur durch den Schwarzhandel zu haben waren, zu Preisen, die für uns unerschwinglich waren; aber er fand etwas Besseres: Er machte einen geheimnisvollen Kollegen ausfindig, der eine nicht ganz legale, aber gutausgestattete Praxis betrieb, einen kleinen Medizinschrank, viel Geld und freie Zeit besaß und außerdem Italiener war oder beinahe.

Eigentlich war alles, was mit Doktor Gottlieb zusammenhing, in eine dichte Wolke von Geheimnis gehüllt. Er sprach perfekt Italienisch, aber ebensogut Deutsch, Polnisch, Ungarisch und Russisch. Er kam aus Fiume, aus Wien, aus Zagreb

und aus Auschwitz. In Auschwitz war er tatsächlich gewesen, aber in welcher Eigenschaft und unter welchen Umständen, das erfuhr man nicht; und er war auch nicht der Mann, den man so ohne weiteres fragen konnte. Es war auch unverständlich, wie er Auschwitz überhaupt überlebt haben konnte, da er einen steifen Arm hatte; noch viel unbegreiflicher, auf welchem geheimnisvollen Wegen und mit welcher phantastischen Manövern es ihm hatte gelingen können, immer mit einem Bruder und einem ebenso geheimnisvollen Schwager zusammenzubleiben und, trotz Russen und trotz der Gesetze, aus dem Lager kommend in wenigen Monaten ein wohlhabender Mann und der am meisten geschätzte Arzt von Kattowitz zu werden.

Er war ein äußerst fähiger Mann. Intelligenz und Schlaueit strahlte er aus wie das Radium die Energie: mit der gleichen lautlosen und unaufhörlichen Durchdringungskraft, ohne Anstrengung, ohne Unterbrechung, ohne ein Zeichen von Erschöpfung – in alle Richtungen gleichzeitig. Daß er ein guter Arzt war, merkte man bei der ersten Begegnung. Ob seine ärztlichen Fähigkeiten nur einen Aspekt, eine Möglichkeit seiner außerordentlichen Begabung darstellten, oder ob gerade sein medizinischer Scharfblick ihn befähigte, die Dinge zu durchschauen, und seine geheime Waffe bildete, um Feinde in Freunde zu verwandeln, Verbote aufzuheben, nein in ja zu verkehren, ist mir nie recht klargeworden. Es gehörte auch dies zu der Wolke, die ihn immer und überall fast sichtbar umgab; sie bewirkte, daß sein Blick und seine Gesichtszüge schwer zu deuten waren, und ließ hinter allem, was er tat, hinter jedem ausgesprochenen und unausgesprochenen Wort eine Taktik und eine Technik vermuten, die Verfolgung undurchschaubarer Ziele, ein dauerndes verstohlenes Erforschen, Bearbeiten, Beeinflussen und Beherrschen.

Dennoch war das ganz auf praktische Ziele gerichtete Wesen des Doktors nicht unmenschlich; er besaß in so über-

strömender Fülle Sicherheit, war so absolut sieggewohnt und selbstbewußt, daß er immer genügend Kräfte übrig hatte, um seinen weniger talentierten Nächsten zu helfen, nunmehr uns, die wir gleich ihm der Todesfalle des *Lagers* entronnen waren, ein Umstand, der ihm merkwürdig bedeutungsvoll schien.

Gottlieb heilte mich wie ein Wunderdoktor. Er kam ein erstes Mal, um sich den Fall anzusehen, weitere Male mit Ampullen und Spritzen bewaffnet, ein letztes Mal mit den Worten: »Steh auf und geh!« Der Schmerz war verschwunden, mein Atem frei; ich fühlte mich schwach und hungrig, aber ich stand auf und konnte gehen.

Dennoch blieb ich weitere drei Wochen im Zimmer. Ich verbrachte die endlosen Tage im Liegen und las gierig die wenigen Bücher, deren ich zufällig habhaft werden konnte: eine englische Grammatik auf polnisch, *Marie Walewska, le tendre amour de Napoléon*; ein Handbuch der Elementartrigonometrie; *Rouletabille in der Revolution, Die Sträflinge von Cayenne* und einen kuriosen nazistischen Propagandaroman, *Die große Heimkehr*. Er behandelte das tragische Schicksal eines reinrassig deutschen Dorfes in Galizien, das durch das grausame Polen des Oberst Beck tyrannisiert, geplündert und schließlich zerstört wurde.

Es war traurig, nicht hinauszukönnen, wo doch die Luft von Frühling und Sieg erfüllt war und der Wind von den nahen Wäldern lockende Gerüche nach Moos, jungem Gras und Pilzen herüberwehte; es war demütigend, von den Kameraden bis in die primitivsten Bedürfnisse hinein abhängig zu sein, um Essen und Wasser zu bekommen und sogar, in den ersten Tagen, um eine andere Stellung im Bett einnehmen zu können.

Wir waren zwanzig in unserem Raum, Leonardo und Cesare unter ihnen; die eindrucklichste, auffälligste Gestalt aber war der Mohr von Verona, der älteste von uns. Er mußte

einer Familie entstammen, die mit Zähigkeit am angestammten Boden festgehalten hatte, denn sein richtiger Name lautete Avesani, und er kam aus Avesa, dem Vorort der Wäscher von Verona, den Berto Barbarani gerühmt hat. Er war über Siebzig, und man sah ihm sein Alter an: ein großer hagerer Greis mit den Knochen eines Dinosauriers, aufrecht und mit geraden Rücken, immer noch stark wie ein Pferd, nur seinen knotigen Gelenken hatten Alter und schwere Arbeit die Beweglichkeit geraubt. Sein edel geformter, kahler Schädel war von einem Kranz weißer Haare umrahmt; aber das magere, faltige Gesicht zeigte einen krankhaft olivenfarbenen Teint, und die Augen lagen erschreckend gelb, von blutroten Äderchen durchzogen, tief eingesunken unter ungeheuren Augenbrauen, wie wilde Hunde in ihren Höhlen.

In der knochigen, aber mächtigen Brust des Mohren kochte unablässig eine gigantische, aber auf nichts Bestimmtes gerichtete Wut: eine sinnlose Wut auf alles und jeden, auf die Russen und die Deutschen, auf Italien und die Italiener, auf Gott und die Menschen, auf sich selbst und auf uns, auf den Tag, wenn es Tag war, und auf die Nacht, wenn es Nacht war, auf sein Schicksal, auf jedermanns Schicksal, auf seinen Beruf, mit dem er doch eins war. Er hatte als Maurer fünfzig Jahre lang Ziegelsteine aufeinander gesetzt, in Italien, in Amerika, in Frankreich, wieder in Italien, schließlich in Deutschland, und jeder einzelne Ziegelstein war mit Flüchen zementiert worden. Er fluchte unausgesetzt, aber überlegt; er fluchte methodisch, eifernd und bitter, unterbrach sich, um das richtige Wort zu finden, korrigierte sich häufig und wurde zornig, wenn er den Ausdruck, den er suchte, nicht fand: dann fluchte er auf den Fluch, der ihm nicht einfiel.